

# Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 8.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Die wahre Geschichte des Josua Davidsohn.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatte Josua's außergewöhnliches Thun die Aufmerksamkeit einiger menschenfreundlichen Herren auf sich gezogen. Es war ihnen zu Ohren gekommen, daß er eine Abendsschule errichtet hatte, und den „verlorenen Kindern“ der Gesellschaft anzuhelfen suchte. Der berühmte Herr C. besuchte uns, er wollte einen Mann kennen lernen, der, ohne Vermögen zu besitzen, Werke der Barmherzigkeit übte, die ihm, dem Millionär, Tausende von Pfunden kosteten.

Dieser Herr C. war, soweit sein Verstandniß reichte, ein seelensguter Mann, es gab wohl keinen besseren; aber sein Verstandniß war beschränkt, und er zog eine bestimmte Grenzlinie, die er nicht überschritt. Seine Grenzlinie war die „Ehrbarkeit“. Er weigerte sich entschieden, Solchen zu helfen, die hoffnungslos Pauperes waren, oder in schlechtem Ruf standen. „Anständige“ Arme unterstützte er gern und unterstützte sie auch wirksam, obgleich er dabei immer fürchtete, zuviel zu thun und zum Verlaß auf fremde Hilfe zu ermuntern. Aber für die gänzlich versunkene, versumpfte Armuth, die keine Hand mehr rührt, um sich selbst zu helfen, für diese war er ohne Mitleid, für sie hatte er keine Hilfe.

Den Pauperismus zu ermuntern oder das Laster zu begünstigen, war, was er am meisten fürchtete — dem ehrbaren Armen hielt er stets freundlich die Hand entgegen und war ein eifriger Gönner von Besserungshäusern, Zufluchtsstätten für gefallene Mädchen und ähnlichen Anstalten.

Da Mary's Freund, der Künstler, um diese Zeit für einige Monate nach Italien reiste und sie in Folge dessen erwerbslos war, so erzählte Josua Herrn C. ihre und Zoe Traill's Geschichte. Herr C. hörte aufmerksam zu. Er war sichtlich gerührt, bezweifelte aber sehr, ob Josua klug gehandelt. Er sah nicht, wie Zoe zu helfen sei. Er schreckte davor zurück, sich zum Beschützer eines überführten Diebes zu machen, der kein Knabe mehr war und also nicht in eine Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher geschickt und dort zu einem brauchbaren Mitglied der Gesellschaft zurechtgestuft werden konnte. Es war ein Fall, auf welchen er gar nicht vorbereitet war. Wäre Zoe ein heruntergekommener, nüchtern, fleißiger und geschickter Handwerker gewesen, den Krank-

heit oder irgend ein unverschuldetes Unglück in diese traurige Lage gebracht, er würde ihm bereitwillig aufgeholfen haben, aber ein Mensch, der die dunklen Wege des Verbrechens gewandelt, der nächtlicher Weile mit Brechisen und Dietrich in Häuser eingebrungen war — er schüttelte den Kopf und wollte nichts mit ihm zu thun haben. Es heiße eine Belohnung auf das Laster setzen, wolle man diesem Herumtreiber und Bummel eine Unterkauf verschaffen, während Hunderte von ehrlichen Leuten, die nie Unrecht gethan, aus Mangel an Hilfe zu Grunde gehen.

„Was das anbelangt,“ sagte Josua, „so frage ich nicht, ob dieser Mensch oder seine Eltern gesündigt haben oder nicht. Er ist der Hilfe bedürftig, und nach meiner Ueberzeugung begründet die Noth, nicht die Ehrenhaftigkeit Anspruch auf Hilfe.“

Herr C. sah ihn zweifelhaft an und meinte: „Wir müssen eine Grenze ziehen.“

„Christus zog sie bei den Pharisäern,“ antwortete Josua einfach.

„Keinen Unterschied zwischen Laster und Tugend zu machen, jenes so freundlich zu behandeln wie dieses, das heiße den Unterschied zwischen Laster und Tugend bald auch in den Herzen und in der Praxis aufheben,“ bemerkte Herr C.

„Und was sagen Sie denn,“ erwiderte Josua, „zu dem Gleichniß von den Männern, die ungleich arbeiteten und doch am Ende denselben Lohn empfangen?“

„Mein guter Junge,“ rief Herr C. etwas ungeduldig, „es ist ganz unmöglich, genau nach dem Ideal zu leben.“

„Davon muß ich mich erst noch überzeugen,“ sagte Josua. — „Sie wollen mir also nicht helfen, den armen Zoe zum Menschen zu machen?“

„Sagen Sie nicht, daß ich nicht wolte, — ich kann nicht. Wie kann ich von meinen armen, ehrlichen Pflöglingen oder meinen anständigen Arbeitern verlangen, daß sie einen überführten Dieb in ihre Gesellschaft aufnehmen?“

„Und: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern! — gilt das nur für persönliche, keine Beleidigungen, oder gilt es für Vergehen gegen unsere Geduld, unsere Hoffnung, unsern Glauben, unsere Grundsätze? Bedeutet es nicht die



unvergängliche Liebe, ob wir sie nun Barmherzigkeit oder Menschlichkeit nennen, womit wir die Gefallenen aufheben und den Schwachen helfen?"

"Wenn wir bei diesem Thema sind," entgegnete Herr C., "dann gibt es auch Bibelsprüche genug gegen den Verkehr mit den Bösen. Sie können kein Pech angreifen, Herr Davidsohn, ohne sich zu befudeln."

"Christus wohnte in dem Hause Simons, des Aussätzigen, Maria Magdalena liebte ihn und er sie. Ich brauche kein anderes Beispiel. Was Christus that, mögen seine Nachfolger und Schüler ihm nachthun!"

"Sie sind ein Schwärmer," sagte Herr C., grade wie früher das Parlamentsmitglied gesagt hatte, und beide betrachteten die Schwärmerie als etwas Lächerliches; „und eines Tages werden Ihre Theorien grausam zu Falle kommen. Sie werden einen Hallunken beherbergen, der sich gegen Sie wenden und Ihnen vielleicht zum Dank die Gurgel abschneiden wird. Ich sage Ihnen, ich kenne dieses Gesindel, es ist unverbesserlich."

"Was wollen Sie denn aber mit diesen Menschen thun, Herr C.?"

"Man kann Nichts mit ihnen thun," antwortete er.

"Man kann sie aber doch nicht verhungern lassen," sagte Josua ernst.

"Ich sehe nicht ein, daß irgend Jemand die Pflicht hätte, sie zu ernähren, wenn sie sich nicht selbst ernähren wollen — außer durch Verbrechen und Laster," antwortete der Menschenfreund. "Ich verlange von den Verbrechern und Lasterhaften, männlichen wie weiblichen, erst greifbare Beweise von Reue und Besserung, ehe ich ihnen helfen oder irgend entgegenkommen kann. Glauben Sie mir, daß Ihre allgemeine, unterscheidungslose Menschenliebe die unglücklichste Nichtschnur ist, die Sie sich wählen können."

"Dann hatte Christus Unrecht," sagte Josua, „und wir sind wieder auf dem Punkt, von dem wir ausgingen. Also Sie wollen mit Joe keinen Versuch machen?"

"Nein; ich möchte lieber nichts mit ihm zu thun haben," sagte Herr C., der sich in die Hitze geredet hatte. „Es würde mir nicht wohl zu Muthe sein. Ich habe keine Vorliebe für Einbrecher, ich glaube nicht an ihre Besserung. Alle meine Schützlinge sind ausgesuchte Leute, kein verloreener Charakter ist unter ihnen. Ich kann ihnen nicht zumuthen, einen notorischen Verbrecher unter sich anzunehmen, und wegen ich es thäte, so wäre es um meinen Einfluß auf sie geschehen. Grade, weil sie wissen, daß ich auch nicht die kleinste Pflichtvergessenheit dulde, beobachten sie solche gute Zucht; mit welchem Gesicht könnte ich ihnen einen so zweifelhaften Kameraden präsentiren? Es ist einfach unmöglich. Mit dem Frauenzimmer läßt sich vielleicht Etwas machen. Sie ist jung und kann folglich noch nicht ganz verhärtet sein; ich könnte sie in die — Besserungsanstalt aufnehmen lassen."

"Nein," sagte Josua; „ich kann nicht meine Einwilligung dazu geben, daß sie in eine Besserungsanstalt kommt. Das ist es nicht, was ihr noth thut. In einer Besserungsanstalt würde sie beständig an das erinnert, was sie vergessen soll. Sie würde durch beständiges Denken an sich selbst in eine krankhafte Stimmung versetzt. Man würde sie Bußpsalmen singen lassen, statt sie eine Beschäftigung zu lehren, die ihr in Zukunft von Nutzen sein könnte. Aus Selbstachtung soll sie tugendhaft bleiben und sie muß so gestellt werden, daß sie nicht mehr nöthig hat, zu ihrem früheren Leben zurückzukehren. Ich will nicht, daß sie durch selbstpeinigende Reue für die Vergangenheit geschwächt, und durch die Aussicht auf ewige Verdammniß für die Zukunft gequält werde. Sie soll gehoben werden, nicht gebrochen."

"Sie achten doch hoffentlich die Reue nicht gering?" sagte Herr C. erregt. „Welch andere Bürgschaft haben wir, daß sie nicht wieder fehl gehen wird?"

"Die beste Bürgschaft ist: Selbstachtung und die Möglichkeit, sich anständig zu ernähren."

"Sie sind ja ein krasser Materialist, Herr Davidsohn. Ich kann es nicht ruhig anhören, daß Sie die Sünde einzig auf soziale Verhältnisse zurückführen. Gibt es keine Sünden in den höheren Ständen? Armuth und Unwissenheit sind nicht die alleinigen Wurzeln menschlicher Verderbtheit."

"Aber doch die stärksten," antwortete Josua.

"Und die Sünden des schwelgenden Reichthums . . ."

"Sie schaffen Mary Prinsep und ihre Klasse," unterbrach ihn Josua. „Sehen Sie, was jetzt von Ihnen verlangt wird? Daß Sie im Kleinen, in einem einzelnen Falle, die Sünde unserer heutigen Gesellschaft wieder gut machen. In die Bürgschaft stellen Sie die Gesellschaft vor und es wird von Ihnen verlangt, daß Sie ein Stück Ihrer eigenen schlechten Arbeit verbessern."

"Bah!" sagte Herr C. „Ich habe Mary nicht schlecht gemacht! Indeß — ich werde für sie thun, was ich kann. Meine Frau braucht eine zweite Magd, ich will ihr den Fall vortragen; aber ich verlasse mich auf Sie," fügte er, von einigen Bedenken ergriffen, hinzu. „Ich verlasse mich auf Sie, daß ich es mit einer reinigen und in gewissem Grad geläuterten Person zu thun habe, und daß sie die Uebrigen nicht verderben wird. Denn es ist selbst im günstigsten Falle ein gefährliches Experiment."

"Sie ist so gut, daß Jedermann ihr trauen und sie lieben kann," sagte Josua warm, und Herr C. sah ihm mit einem scharfen, fast mißtrauischen Blick ins Gesicht. „Ich danke Ihnen von Herzen," fuhr Josua fort, ohne die leiseste Ahnung zu haben, daß er Herrn C. Unbehagen verursacht. „Sie haben heute ein gutes Werk gethan, ein Werk ächter Menschenliebe."

"Ich will nur wünschen, daß ich nicht Unrecht thue," sagte Herr C. zweifelhaft. „Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß ich ein Mädchen dafür, daß es ein schlechtes Leben geführt, mit einer Stellung belohne, die Hunderte von tugendhaften Mädchen froh wären, ausfüllen zu können."

"Wenn Ihr ökonomisches Gewissen Sie beunruhigt, mein Herr, so beschwichtigen Sie es mit der Antwort, die Christus selbst gab, als er die Kanaaniterin fragte, ob es recht sei, das Brot der Kinder den Hunden vorzuwerfen?"

"Trotz alledem kann ich es nicht für eine Pflicht erachten, das Laster zu belohnen," antwortete hartnäckig Herr C. Ich bitte Sie, ja festzuhalten, daß, was ich jetzt thue, auf Ihr besonderes Verlangen von mir gethan wird."

"Das soll heißen, daß Sie die Verantwortung nicht übernehmen?"

"So ist's!"

"Wohlan! Herr. Ich übernehme die Verantwortlichkeit."

"Das wird mir wenig nutzen, wenn die Sache schief geht," sagte Herr C. mit etwas unsicherer Stimme.

"O, — glauben Sie an die menschliche Natur!" sagte Josua ernst — so ernst, daß seine Stimme mir in die tiefste Seele drang.

"Weil ich die menschliche Natur kenne, deshalb glaube ich so wenig an sie. Jedermann bedarf eines festen moralischen Prinzips, das ihn fähig macht, den Versuchungen, welche sich Jedem gewiß nahen, zu widerstehen. Diese gefallenen Brüder und Schwestern sind besten Falls nur leere, schiffbrüchige Fahrzeuge. Wenn die menschliche Natur wirklich etwas so Großes wäre, wozu war es dann nöthig, daß Christus kam? Sie sind doch ein Christ, Herr Davidsohn?"

"Christus war ein Mensch und glaubte an die Menschheit," sagte Josua.

"Mit Ihnen ist Nichts anzufangen, Herr Davidsohn; Sie sind so wenig zu überzeugen, wie ein Weib." Er gab ihm dann freundlich die Hand und verabschiedete sich.

Einen oder zwei Tage darauf kam er wieder, verlegen, sehr verlegen, und theilte uns unter vielen Versicherungen des Bedauerns, deren Aufrichtigkeit ich nicht bezweifelte, mit, daß seine Frau gegen Mary ebenso viel einzuwenden habe, wie er selbst gegen Joe Traill, und daß sie sich weigere, dieselbe ins Haus aufzunehmen. Man könne nicht wissen, ob Mary nicht eine geschickte Heuchlerin sei, die Josua nachführe. Der Ruf des Hauses stehe auf dem Spiel. Das Beste sei doch, sie gehe in eine Besserungsanstalt für gefallene Mädchen, vielleicht finde sich Jemand, der ihr von da aus ein Unterkommen verschaffe. Die Dame war noch so gütig, eine Anzahl frommer Traktäthen zu Mary's Belehrung und Erbauung mitzuschicken. Schade nur, daß Mary nicht lesen konnte, dank unserer herrlichen Gesellschaftseinrichtungen.



Es eine Enttäuschung, allein Josua war nicht der Mann, sich nur einen Schlag oder ein Duzend Schläge niederwerfen zu lassen. Er begann von neuem, nach einer Stelle für Mary zu suchen, und auch schließlich eine gutmüthige, edelherzige, aber arme Frau, die das Mädchen in Dienst nehmen wollte, jedoch unter ausdrücklichen Bedingung, daß Niemand wissen dürfe, was für ein Mädchen gewesen, und daß jede Verbindung zwischen ihr und uns oder sonst einem Bekannten aus den alten Kreisen aufhöre. Josua rieth Mary zu, und so ging sie unter vielen Thränen von uns, um eine Stelle als Küchenmädchen bei einer in der Nähe von London wohnenden Familie anzutreten, wo sie, wie die Dame selbst sagte, nun Gelegenheit haben würde, sich ganz von ihrer Vergangenheit loszusagen, und ein neues Leben zu beginnen.

„Wenn ich mich ordentlich betrage, werden Sie dann mit mir zufrieden sein, Josua?“ fragte Mary im Weggehen.

„Mehr als das. Sie wissen, daß ich Ihnen vertraue und daß wir Beide Ihnen herzlich gut sind — John hier und ich.“

Mary's Gesicht war so weiß, wie ihre Halskrause. „Josua,“ sagte sie, zu ihm emporblickend, „geben Sie mir einen Kuß; es wird mich aufrichten.“

Josua beugte sich zu ihr herab und küßte sie zärtlich.

„Lebe wohl, Schwester!“ und seine Stimme zitterte ein wenig.

„Lebe wohl! Ich werde dir keine Schande machen.“ Und sie eilte fort.

(Fortsetzung folgt.)

## Georg Büchner.

### VI.

Aus dem Sommer 1836 stammt noch ein kleines Lustspiel „Leonce und Lena“, und ein anderes Drama, das erst in neuerer Zeit unter dem Nachlaß wieder aufgefunden wurde.

Unterdessen war die Abhandlung über das Nervensystem der Fische nach Zürich geschickt und auf Grund derselben das Dokordiplom der philosophischen Fakultät sogleich an Büchner ausgefertigt worden. Zugleich wurde er eingeladen, eine Probevorlesung in Zürich zu halten, um, wenn diese gefiele, das Recht des Docirens zu erhalten.

Am 18. Oktober 1836 reiste Büchner nach Zürich, vorbereitet auf zwei Lehrkurse, einen über vergleichende Anatomie, den andern über Philosophie. Da ein anderer Professor bereits philosophische Vorlesungen angekündigt hatte, so entschloß er sich, um Collisionen zu vermeiden, zur vergleichenden Anatomie. Schwer wird ihm die Wahl nicht gefallen sein. Hatte er doch am 2. September von Straßburg aus geschrieben: „Ich habe mich jetzt ganz auf das Studium der Naturwissenschaften und der Philosophie gelegt und werde in Kurzem nach Zürich gehen, um in meiner Eigenschaft als überflüssiges Mitglied der Gesellschaft meinen Mitmenschen Vorlesungen über etwas ebenfalls höchst Ueberflüssiges, nämlich über die philosophischen Systeme der Deutschen seit Cartesius und Spinoza, zu halten.“ Büchner's Probevorlesung wurde vor einem sehr zahlreichen Publikum gehalten und erntete den allgemeinsten Beifall. Wir theilen nachstehend einige Auszüge aus derselben mit:

„..... Es treten uns auf dem Gebiete der physiologischen und anatomischen Wissenschaften zwei sich gegenüberstehende Grundansichten entgegen, die sogar ein nationales Gepräge tragen, indem die eine in England und Frankreich, die andere in Deutschland überwiegt. Die erste betrachtet alle Erscheinungen des organischen Lebens vom teleologischen Standpunkt aus; sie findet die Lösung des Räthfels in dem Zweck, der Wirkung, in dem Nutzen der Verrichtung eines Organs. Sie kennt das Individuum nur als etwas, das einen Zweck außer sich erreichen soll, und nur in seiner Bestrebung, sich der Außenwelt gegenüber theils als Individuum, theils als Art zu behaupten. Jeder Organismus ist für sie eine verwickelte Maschine, mit den künstlichsten Mitteln versehen, sich bis auf einen gewissen Punkt zu erhalten. Das Enthüllen der schönsten und reinsten Formen im Menschen, die Vollkommenheit der edelsten Organe, in denen die Psyche (Seele) fast den Stoff zu durchbrechen und sich hinter den leichtesten Schleier zu bewegen scheint, ist für sie nur das Maximum einer solchen Maschine. Sie macht den Schädel zu einem künstlichen Gewölbe mit Strebepfeilern, bestimmt, seinen Bewohner, das Gehirn, zu schützen, — Wangen und Lippen zu einem Kau- und Respirationsapparat, — das Auge zu einem komplizirten Glase, — die Augenlider und Wimpern zu dessen Vorhängen; — ja die Thräne ist nur der Wassertropfen, welcher es feucht erhält. Man sieht, es ist ein weiter Sprung von da bis zu dem Enthusiasmus, mit dem Lavater sich glücklich preist, daß er von so was Göttlichem, wie den Lippen, reden dürfe.

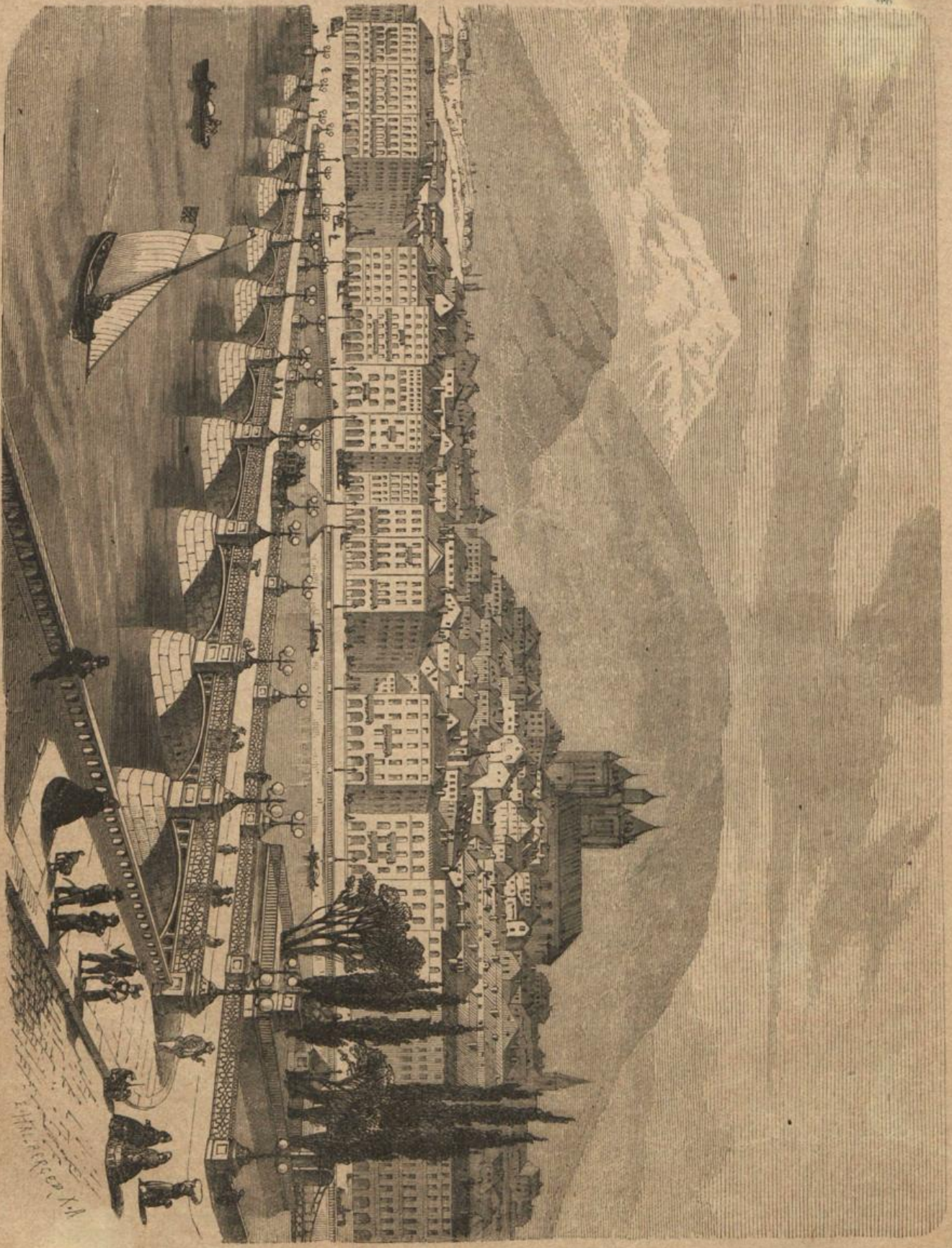
„Die teleologische Methode bewegt sich in einem ewigen Zirkel, indem sie die Wirkungen der Organe als Zwecke vor- aussetzt. Sie sagt zum Beispiel: soll das Auge seine Funktion versehen, so muß die Hornhaut feucht erhalten werden, und somit ist eine Thränen-drüse nöthig. Diese ist also vorhanden, damit das Auge feucht erhalten werde, und somit ist das Auftreten dieses Organs erklärt; es gibt nichts weiter zu fragen, — die entgegengesetzte Ansicht sagt dagegen: die Thränen-drüse ist nicht da, damit das Auge feucht werde, sondern das Auge wird feucht, weil eine Thränen-drüse da ist, oder, um ein anderes Beispiel zu geben, wir haben nicht Hände, damit wir greifen können, sondern wir greifen, weil wir Hände haben. Die größtmögliche Zweckmäßigkeit ist das einzige Gesetz der teleologischen Methode; nun fragt man aber natürlich nach dem Zwecke dieses Zweckes, und so macht sie auch ebenso natürlich bei jeder Frage einen progressus in infinitum (Weiterstreiten ins Unendliche).

„Die Natur handelt nicht nach Zwecken, sie reibt sich nicht in einer unendlichen Reihe von Zwecken auf, von denen der eine den andern bedingt; sondern sie ist in allen ihren Aeußerungen sich unmittelbar selbst genug. Alles, was ist, ist um seiner selbst willen da. Das Gesetz dieses Seins zu suchen, ist das Ziel der, der teleologischen gegenüberstehenden Ansicht, die ich die philosophische nennen will. Alles, was für jene Zweck ist, wird für diese Wirkung. Wo die teleologische Schule mit ihrer Antwort fertig ist, fängt die Frage für die philosophische an. Diese Frage, die uns auf allen Punkten anredet, kann ihre Antwort nur in einem Grundgesetze für die gesammte Organisation finden, und so wird für die philosophische Methode das ganze körperliche Dasein des Individuums nicht zu seiner eigenen Erhaltung aufgebracht, sondern es wird die Manifestation eines Urgesetzes, eines Gesetzes der Schönheit, das nach den einfachsten Rissen und Linien die höchsten und reinsten Formen hervorbringt. Alles, Form und Stoff, ist für sie an dies Gesetz gebunden. Alle Funktionen sind Wirkungen desselben; sie werden durch keine äußeren Zwecke bestimmt, und ihr sogenanntes zweckmäßiges Aufeinander- und Zusammenwirken ist nichts weiter, als die notwendige Harmonie in den Aeußerungen eines und desselben Gesetzes, dessen Wirkungen sich natürlich nicht gegenseitig zerstören.

„Die Frage nach einem solchen Gesetze führte von selbst zu den zwei Quellen der Erkenntniß, aus denen der Enthusiasmus des absoluten Wissens sich von je verauscht hat, der Anschauung des Mystikers und dem Dogmatismus des Vernunftphilosophen. Daß es bis jetzt gelungen sei, zwischen letzterem und dem Naturleben, das wir unmittelbar wahrnehmen, eine Brücke zu schlagen, muß die Kritik verneinen. Die Philosophie sitzt noch in einer trostlosen Wüste; sie hat einen weiten Weg zwischen sich und dem frischen grünen Leben, und es ist eine große Frage, ob sie ihn je zurücklegen wird. Bei den geistreichen Versuchen, die sie gemacht hat, weiter zu kommen, muß sie sich mit der Resignation begnügen, bei dem Streben handle es sich nicht um die Erreichung des Ziels, sondern um das Streben selbst.



erb  
ird  
27



Die neue Montsane-Bridge bei Genf.

17  
18  
19  
20  
21  
22  
23  
24  
25  
26  
27  
28  
29  
30  
31  
32  
33  
34  
35  
36  
37  
38  
39  
40  
41  
42  
43  
44  
45  
46  
47  
48  
49  
50  
51  
52  
53  
54  
55  
56  
57  
58  
59  
60  
61  
62  
63  
64  
65  
66  
67  
68  
69  
70  
71  
72  
73  
74  
75  
76  
77  
78  
79  
80  
81  
82  
83  
84  
85  
86  
87  
88  
89  
90  
91  
92  
93  
94  
95  
96  
97  
98  
99  
100





X.A.v.R. Brendamour.

Aschenbrödel.



„War nun auch nichts absolut Befriedigendes erreicht, so genügte doch der Sinn dieser Bestrebungen, dem Naturstudium eine andere Gestalt zu geben; und hatte man auch die Quelle nicht gefunden, so hörte man doch an vielen Stellen den Strom in der Tiefe rauschen und an manchen Orten sprang das Wasser frisch und hell auf.“

Man sieht, Bückner war schon auf dem Weg zu dem modernen Materialismus — zum Materialismus selbst konnte er noch nicht gelangen. Sein Bruder arbeitete aus, was er nur spitzig andeutet.

Oken und Schönlein, die beide damals in Zürich lehrten, sprachen sich sehr lobend über die Vorlesung aus. Nachdem der Züricher Erziehungsrath Bückner zum Privatdozenten ernannt hatte, empfahl Oken dessen Vorlesungen vom Katheder herab und schickte seinen eigenen Sohn in dieselben. Dadurch wurde Bückner mit Oken und dessen Familie befreundet. Auch Schönlein lud ihn ein und stellte ihm seine werthvollen Präparate zur Verfügung. Ueberhaupt wurde der junge Gelehrte von allen Seiten auf das Zuverlässigste aufgenommen, und man hatte sogar im Züricher Erziehungsrathe die Absicht, sehr bald für ihn eine Professur der vergleichenden Anatomie zu freieren. Seine Vorlesung beschäftigte ihn vollauf, da es zu jener Zeit in Zürich beinahe völlig an vergleichend anatomischen Präparaten fehlte, und er dieselben fast alle selbst anfertigen mußte. Er schreibt an seinen Bruder: „Ich sitze am Tage mit dem Skalpell und die Nacht mit den Büchern.“ — Von früheren politischen Leidensgenossen fand er in Zürich außer Schulz: Trapp, Geilfuß und Braubach. Mit Doktor Wilhelm Schulz und dessen Frau, die ihn mit der aufopferndsten Sorgfalt auf seinem Krankenlager gepflegt hat, war er namentlich aufs Innigste befreundet.

Die Briefe aus der Zeit des Züricher Aufenthalts sind meist heiter und voll Zufriedenheit. Häufig fragt er in denselben nach den Darmstädter Gefangenen (Minnigerode, Kückler, Glabach und Anderen), deren Untersuchungen damals mit besonderer Strenge geführt wurden, und immer wirft die Erinnerung an seine unglücklichen Freunde, die leiden müssen, während er frei ist, einen düsteren Schatten in seine sonst fröhliche Stimmung.

Mit Anfang des Jahres 1837 scheint Bückner's Stimmung trüber geworden zu sein, wohl nur durch das Unangenehme der längeren Trennung von seiner Braut, da mit seinen sonstigen Angelegenheiten Alles nach Wunsch ging. Aus den in den letzten Wochen vor seinem Tode an seine Braut geschriebenen Briefen haben wir die folgenden Stellen aus:

Vom 13. Januar 1837: „Mein lieb Kind! . . . Ich zähle die Wochen bis zu Ostern an den Fingern. Es wird immer öber. So im Anfange ging's: neue Umgebungen, Menschen, Verhältnisse, Beschäftigungen — aber jetzt, da ich an Alles gewöhnt bin, Alles mit Regelmäßigkeit vor sich geht — man vergißt sich nicht mehr. Das Beste ist, meine Phantasie ist thätig, und die mechanische Beschäftigung des Präparirens läßt ihr Raum. Ich sehe dich immer so halb durch zwischen Fischschwänzen, Froschzehen u. Ist das nicht rührender als die Geschichte von Abälard, wie sich ihm Heloise immer zwischen die Lippen und das Gebet drängt? O, ich werde jeden Tag poetischer, alle meine Gedanken schwimmen in *Spiritu*.“ Gott sei Dank, ich träume wieder viel Nachts, mein Schlaf ist nicht mehr so schwer.“

Vom 20. Januar: „Ich habe mich verkältet und im Bett gelegen. Aber jetzt ist's besser. Wenn man so ein wenig unwohl ist, hat man ein so groß Gelüsten nach Faulheit; aber das Mühlrad dreht sich fort ohne Rast und Ruh. . . . Heute und gestern gönne ich mir jedoch ein wenig Ruhe und lese nicht; morgen geht's wieder im alten Trab, du glaubst nicht, wie regelmäßig und ordentlich. Ich gehe fast so richtig, wie eine Schwarzwälder Uhr. Doch ist's gut: auf all das aufgeregte, geistige Leben Ruhe, und dabei die Freude am Schaffen meiner poetischen Produkte. Der arme Shakespeare war Schreiber den Tag über und mußte Nachts dichten, und ich, der ich nicht werth bin, ihm die Schuhriemen zu lösen, hab's weit besser. — . . . Vernst Du bis Ostern die Volkslieder singen, wenn's Dich nicht angreift? Man hört hier keine Stimme; das Volk singt nicht, und

Da weißt, wie ich die Frauenzimmer lieb habe, die in einer Soiree oder einem Concerte einige Töne todtzuschreien oder winseln. Ich komme dem Volk und dem Mittelalter immer näher, jeden Tag wird mir's heller — und gelt, Du singst die Lieder? Ich bekomme halb das Heimweh, wenn ich mir eine Melodie summe. . . . Jeden Abend sitz' ich eine oder zwei Stunden im Casino; Du kennst meine Vorliebe für schöne Säle, Lichter und Menschen um mich.“ . . .

Vom 27. Januar: „Mein lieb Kind, Du bist voll zärtlicher Besorgniß und willst krank werden vor Angst; ich glaube gar, Du stirbst — aber ich habe keine Lust zum Sterben und bin gesund wie je. Ich glaube, die Furcht vor der Pflege hier hat mich gesund gemacht; in Straßburg wäre es ganz angenehm gewesen, und ich hätte mich mit dem größten Behagen ins Bett gelegt, vierzehn Tage lang, rue St. Guillaume Nro. 66, links eine Treppe hoch, in einem etwas überzweigen Zimmer, mit grüner Tapete! Hätt' ich dort umsonst gellingelt? Es ist mir heut einigermassen innerlich wohl, ich zehre noch von gestern, die Sonne war groß und warm im reinsten Himmel — und dazu hab' ich meine Laterne gelöscht und einen edlen Menschen an die Brust gedrückt, nämlich einen kleinen Wirth, der aussteht, wie ein betrunkenes Kaninchen, und mir in seinem prächtigen Hause vor der Stadt ein großes elegantes Zimmer vermietet hat. Edler Mensch! Das Haus steht nicht weit vom See, vor meinen Fenstern die Wasserfläche und von allen Seiten die Alpen, wie sonnenglänzendes Gewölk. — Du kommst bald? mit dem Jugendmuth ist's fort, ich bekomme sonst graue Haare, ich muß mich bald wieder an Deiner inneren Glückseligkeit stärken und Deiner göttlichen Unbefangtheit und Deinem lieben Leichtsinne und all Deinen bösen Eigenschaften, böses Mädchen. Adio piccolo mia!“

Die neue Wohnung am See bei dem kleinen Wirth sollte Bückner nicht mehr beziehen. Am 2. Februar klagte er über das erste Unwohlsein, das sich rasch zu einer heftigen Krankheit ausbildete. Doktor Zehnder und Schönlein leiteten die ärztliche Behandlung. Seine Freunde Wilhelm Braubach und Schmid, sowie Frau Schulz, pflegten ihn mit aufopfernder Sorgfalt und mit der Liebe, die er bei allen ihm näher Stehenden für sich erweckt hatte. Schulz selbst erzählt die letzten Lebensaugenblicke des Dichters in seinem damals in der Züricher Zeitung erschienenen Nekrologe folgendermaßen:

„Keiner von Bückner's Freunden hatte diesen Tag noch vor wenigen Wochen nahe geglaubt. Außer einigen leichten Unpäßlichkeiten war er während seines Aufenthalts in Zürich stets gesund geblieben. Sein Aeußeres schien mit seinem Innern in Harmonie zu stehen, und die breit gewölbte Stirne schien noch lange seinem umfassenden Geiste eine sichere Stütze zu sein. Doch mochte er selbst ein Vorgefühl seines nahen Endes haben. Wenigstens vergleicht er in einem hinterlassenen Tagebuche den Zustand seiner Seele mit einem Herbstabend und schließt mit den Worten: „Ich fühle keinen Ekel, keinen Ueberdruß; aber ich bin müde, sehr müde. Der Herr schenke mir Ruhe!“

„Am 2. Februar mußte er sich zu Bette legen, das er von jetzt an nur für wenige Augenblicke verließ. Trotz der Sorgfalt der Aerzte und der Pflege seiner Freunde machte die Krankheit unaufhaltbare Fortschritte und bildete sich bald zum heftigen Nervenfieber aus. Am zwölften Tage singen die Delirien an. Der Gegenstand seiner Phantasieen waren seine Braut, seine Eltern und Geschwister, deren er mit der rührendsten Anhänglichkeit gedachte, und das Schicksal seiner politischen Jugendgenossen, die seit Jahren in den Kerker seiner Heimat schmachten. Wie vor seiner Krankheit, so sprach er auch jetzt in bitteren aber wahren Worten, die in dem Munde eines Sterbenden ein doppeltes Gewicht haben, über jene Schmach unserer Tage sich aus, über die verwerfliche Behandlung der politischen Schlachtopfer, die nach gesetzlichen Formen und mit dem Anscheine der Milde in jahrelanger Untersuchungshaft gehalten werden, bis ihr Geist zum Wahnsinne getrieben und ihr Körper zu Tode gequält ist. „In jener französischen Revolution,“ so rief er aus, „die wegen ihrer Grausamkeit so verrufen ist, war man milder als jetzt. Man schlug seinen Gegnern die Köpfe



ab. Gut! Aber man ließ sie nicht Jahre lang hinschmachten und hinsterven.“ Später jedoch, als ihm der Tod näher gerückt war, schien er sich bereits von allen irdischen Banden losgerissen zu haben, und mit gehobner Sprache, deren Worte die erhabensten Stellen der Bibel ins Gedächtniß riefen, ergoß sich seine Seele in religiöse Phantasien.

„Auf die erste Nachricht von seiner Krankheit eilte seine Verlobte an das Krankenbett ihres Bräutigams. Die Nähe der Geliebten leuchtete freundlich in seine Träume hinein, und seine sichtbar freudige Bewegung weckte einen letzten Schimmer der Hoffnung bei denen, die ihm nahe standen. Aber es war nur ein kurzes Aufblühen des verglimmenden Lebens! Von Lands-

leuten und Freunden umgeben, starb er am 19. Februar, Nachmittags gegen 4 Uhr, und seine treue Braut schloß ihm das gebrochene Auge. Sein Verschleiden war schmerzlos und sanft, denn der Segen der Liebe ruhte auf ihm!“ —

Es bricht die müde Brust in Staub!  
Und mit ihr wieder eine Freiheitsstüge;  
Aufs stille Herz fällt die gelähmte Hand,  
Daß sie im Tod noch vor der Welt es schütze!  
Und die so reich vor seinem Geiste stand,  
Er darf die Zukunft nicht zur Blüthe treiben  
Und seine Träume müssen Träume bleiben;  
Ein unvollendet Lied sinkt er ins Grab,  
Der Berse schönsten nimmt er mit hinab. —

## Im Elend.

Loose Blätter aus einem großen „Bilderbuche“. Von Max Vogler.

„Denn ein Recht zum Leben, Lump,  
Haben nur, die etwas haben.“ H. Heine.

„Mein Weib! mein Kind!“ — brach es noch in herzzerreißendem Ton aus seiner Brust hervor und mechanisch streckte er die Arme aus. Aber schon sank das Haupt entkräftet zurück, und auf dem bleichen Antlitz, in welches die nagende Sorge ihre Furchen gezogen, lag der Hauch des Todes. . . .

Das geschah in einer jener elenden Kellerwohnungen, worinnen in den Vorstädten Berlins so Manche ein ärmliches Dasein fristen müssen. Der Schmutz, den die Füße der Vorübergehenden empor spritzten, haftete an den leicht verhangenen Fenstern, durch welche nur selten ein freundlicher Sonnenstrahl in das traurige Dunkel des Zimmers hereinkam. Kärgliche Möbel standen umher; hier einige schlichte Holzstühle, — da ein alter, morscher Tisch, worauf sich thönerne, braunes Kochgeschir befand.

Auf dem seltsamen, von Lumpen überdeckten Ding dort, welches sich Sopha nennen möchte, liegt ein etwa einjähriges Kind, — weinend die kleinen Händchen in die Höhe streckend und nach der Brust der Mutter verlangend. Die Mutter aber — da kniet sie an dem harten Lager, auf welchem eben der Tod ihrem Gatten die Augen zugebrückt. Ihre Hand hält krampfhaft die des Verbliebenen umschlossen, und in wildem Schmerz preßt das arme Weib ihre Stirn gegen den Rand des Krankenslagers. Keine wohlthuende Thräne bricht aus ihren glanzlosen Augen, — diese Augen haben schon so viel geweint, daß sie kaum noch weinen können. . . . Furchtbare Gedanken durchziehen jetzt ihre Seele. Nicht bloß der Schmerz um den verlorenen, geliebten Gatten ist's, der qualvoll in der innersten Tiefe des Herzens brennt und siedet, — diese Gedanken, welche heiße Blut jagen sie durch ihre Schläfe, und wie zehren sie an Mark und Bein! . . . Er hatte nun Alles überstanden, der gequälte Mann, den seit Wochen eine schwere Krankheit auf das Lager geworfen; — aber das kleine, unglückliche Geschöpf dort, — was wird nun aus diesem werden, — und sie selbst, wie soll sie sich nun durch das Dasein kämpfen?

Die Menschen, — ach ja, sie weiß wohl, was man von ihnen zu erwarten hat; — allein, verlassen weilt sie nun unter ihnen, und der kleine Wurm da — das ahnt sie schon jetzt, — er wird ihr viel, viel Kummer bereiten.

Das Kind weint noch immer; draußen scheint keine Sonne mehr, — dunkel, ganz dunkel ist es in der kleinen, kalten Stube geworden. Jetzt beugt sich die Arme über den Todten und birgt das Haupt an seiner Brust. — Und rinnt da nicht etwas aus ihrem Auge, — sind das nicht Thränen?

Ja, sie quellen und strömen, die milden, besänftigenden, — o du Unglückliche, es wäre noch das Beste, wenn du immer so weinen könntest!

Die Leiche des Gatten ist kaum zur Thür hinausgetragen worden, — da tritt auch schon ein Mann mit finstrem, strengem Gesicht herein. . . .

Das arme Weib schaudert zusammen: sie weiß, was Der will! — Er war also nicht wieder gesund geworden, der kranke

Mann; es war keine Aussicht vorhanden, daß er durch seine Arbeit das Geld zusammenbringen würde, um den noch schuldigen Miethzins zu bezahlen. —

„Hier, schreiben Sie auf!“ spricht der Grausame zu einem Andern mit blanken Knöpfen und schimmernder Kopfbedeckung, der hinter ihm über die Schwelle getreten. „Schreiben Sie auf! Ich muß meine Gläubiger auch befriedigen!“

Und er würdigt dich kaum eines Blickes, er läßt dir alles nehmen, was noch deine letzte Habe ist, unglückliches Weib. . . .

Nun magst du dein in Lumpen gehülltes Kind nehmen und das Haus verlassen, und den „lieben Gott“ um Hilfe bitten. Der hilft ja gar so gut. . . .

\* \* \*

Wenige Tage vor Weihnachten ist's. Die grünen Tannenhäuser duften in den Straßen der Residenz, die glänzend erhellten Schaufenster der Verkaufsläden strogen von Kostbarkeiten; dann und wann rauscht eine Equipage heran, und heraus schlüpft eine elegant und warm gekleidete Gestalt nach der andern, um in dem Lichtermeer zu verschwinden, welches da drinnen in den weiten Räumen strahlt. Und auf den Trottoiren ist ein Nennen und Jagen, in welchem man für seinen Kopf besorgt sein muß: Alles rüstet, um das „Fest der Liebe“ würdig zu begehen.

Da biegt dort eine dunkle Gestalt in eine etwas weniger belebte Seitenstraße ab. Ein äußerst dürftig gekleidetes Weib ist's, und wenn man ihr näher kommt, bemerkt man, daß sie ein noch ganz kleines Kind im Arme trägt. Niemand achtet ihrer in der großen Stadt.

Jetzt ist sie am Ende der Straße angekommen; nach allen Richtungen sieht sie hier die Wege auseinander laufen.

Welchen soll sie einschlagen?

Sie muß wohl Jemanden darum fragen. . . . Hier steht ein Mann mit blanken Knöpfen und —

Nein, an diesen wendet sie sich nicht; denn just so einer war's ja, der Alles „aufgeschrieben“. . . .

Wo die Bartelstraße sei, — richtet sie ihre Frage an einen Andern.

Da müsse sie noch weit gehen — immer die Straße links entlang und sich dann wieder erkundigen, — lautet die in ziemlich mürrischem Tone gegebene Antwort.

Und sie leucht weiter, das zitternde Kind in dem zerlumpten Tuche dichter an sich ziehend. Lange ist sie wieder zwischen den einförmigen Häuserreihen hingeschritten.

Nun fragt sie wieder. Mißtrauische Blicke gleiten auf die ärmliche Gestalt und auf das blasse Kind, welches sie im Arme trägt.

„Da müssen Sie immer diese Straße entlang gehen, und wenn Sie am Ende derselben angekommen sind, wieder fragen,“ — so berichtet sie der, an den sie sich jetzt gewendet, in gleicher Weise fast wie der Vorige. . . .



Gott! wie lange sollte sie noch gehen, mit dem armen, frierenden Kinde an dem kalten Winterabend! Und wenn sie weiter gegangen, wenn sie die müden Glieder ausgeruht, was sollte dann, was sollte morgen geschehen?

„Kannst du denn so ruhig und mitleidlos vom Himmel herniederblicken auf mich unglückliches Weib, du Vater da droben?“

Er schien es zu können, — es geschah nichts. Nicht einmal einer von den Sternen, die hoch oben leise ihre Bahn wandelten, funkelte heller, daß es sie trösten könnte. Es geschah nichts. — Die Lichter blinkten in den Häusern zur Seite, Wagen sausten vorbei, die Menschen eilten rastlos an ihr vorüber. . . .

Jetzt fühlt sie, wie ihr Kind die kleinen Händchen regt, und die unglückliche Mutter — weint. Da ist die Straße zu Ende. Sie fragt wieder und kann ihre Thränen nicht unterdrücken.

„Da müssen Sie hier rechts abgehen, sich dann in die nächste Querstraße links wenden und dann wieder fragen!“

Wieder fragen. . . . Diese Worte schnitten dem armen Weibe durch's tiefste Herz. Sie schluchzt lauter, und wie das geschieht, sammelt sich bald eine Anzahl Menschen um sie herum. Da steckt Einer neugierig den Kopf herein; da noch Einer, und da noch Einer. —

Aber es ist ja nur eine arme, zerlumpfte Frau —, solche kann man noch genug sehen, — und Alle eilen weiter.

Die Unglückliche auch, und sie weint immer fort. . . .

„Schluchzte es nicht eben hier?“ denkt ein junger Mann, der schon an dem Weibe hastigen Schrittes vorbeigezogen war.

Ja, da weint Jemand, — und ein Kind sieht er in dem Arme dieser Frau, nachdem er sich umgewendet und wieder zurückgegangen. In ein bleiches, kummervollendes Gesicht schaut er und ein Paar thränenfeuchte Augen trifft sein Blick.

„Wohin wollen Sie?“ fragt er die Dahinkeuchende.

„Ach, liebster, guter Herr! Wenn Sie mir den Weg zeigen könnten nach der Bartelstraße?“

„Und was wollen Sie dort?“

„Ich will in die Anstalt für obdachlose Frauen.“

„Aber, sind Sie denn fremd hier?“

„Nein, ich wohne schon lange in Berlin, aber ich kenne mich nicht aus.“

„Und dieses Kind? — Haben Sie denn keinen Mann?“

Die letzten Worte begleitete der Fragende mit einem scharfen prüfenden Blick, und die Arme schauerte wieder zusammen. Sagte ihr doch dieser Blick, was die Menschen noch oft voll Mißtrauen von ihr denken würden!

„Ach, mein Mann ist vor einigen Tagen gestorben, — und wo ich hinkomme mit meinem Kinde, da wollen sie nichts von mir wissen!“ lautete ihre Antwort, und nun war ihm die ganze, schreckliche Lage der Unglücklichen klar, — ihm, den jäher Schmerz durchzuckte und der schweigend neben ihr weiter schritt. . . .

Jetzt kamen sie an einem Friedhof vorbei, — die Frau weint und schluchzt noch immer. Den ganzen Tag habe sie noch nichts gegessen, habe sie ihrem Kinde noch keine Nahrung reichen können, — seufzt sie und: „Wenn wir nur beide sterben thäten!“ spricht ihr bleicher Mund.

„O, Sie dürfen nicht so denken!“ ruft ihr der neben ihr Wandelnde, sich selbst zwingend, Trost zuzusprechen. „Vertrauen Sie auf —“, wollte er eben noch hinzusetzen; aber er brachte die Worte nicht über die Lippen, — eine Sünde fast schienen sie ihm dieser Hülfslosen gegenüber.

Wildes Zorn glüht in seinem Herzen und hämmert an den Schläfen:

„Hier!“ ruft er einem trübsummig an seinem Wagen lehrenden Droschkentutscher zu, indem er ihm ein Geldstück in die Hand drückt; — „hier, fahren Sie diese Frau nach der Bartelstraße, in das Asyl für obdachlose Frauen!“

Und heller strahlte es in dem Blut der Armen. Sie wollte in höchster Nöthigung seine Hand ergreifen, — doch der junge Mann war schon davongeeilt.

Ach, hätte er selbst nicht so sehr für sich zu sorgen gehabt, er hätte ihr gern seine Geldbörse in die Hand gedrückt. . . .

\*

\*

\*

Vier Tage war es nun schon her, daß sie in dem Asyl für obdachlose Frauen eingekerkert. Jeden Morgen hatte sie ihre Wanderung durch die Straßen der Hauptstadt angetreten, hatte hier die Klingel gezogen und da, um eine Stellung zu finden, die ihr Obdach und Nahrung brächten. Aber die vor der Thür stand in dem zerlumpten Gewande, mit dem blassen Kinde im Arm, die konnte ja nur ein läderliches Frauenzimmer sein, eine Landstreicherin, — eine Diebin vielleicht. —

O, sie hatte nur zu sehr das Richtige geahnt: überall begegnete sie denselben mißtrauischen Blicken, — überall schlug man die Thür vor ihr zu.

Und auch dort, in dem sogenannten Asyl, sah man sie mit seltsamen Mienen an, und mürrische Worte mußte sie hören. Vielleicht hätte man sie bereits über die Schwelle zurückgewiesen, wenn nicht der kleine Knabe, der bei ihr war, einigermitleid erregt.

Wie weh that es ihr, daß die Menschen ihr so entgegenkamen! Denn sie trug, auch wenn sie ein armes, hilfloses Weib war, ein stolzes Herz im Busen, und ein reineres, edleres, als es Mancher in der Brust schlägt, die in Sammet und Seide einhererschreitet. . . .

Heute war sie nun wieder den ganzen Tag gegangen, und überall wieder hatte man sie kaum ein Wort reden lassen, bevor die Thür in das Schloß zurückfiel.

Die Gaslaternen brennen schon lange, und es mag bereits recht spät sein. Wie weit mochte sie sich wieder von der Stätte befinden, wo sie in den vergangenen Nächten ihr Haupt zum Schlummer hingelegt! — Nein, nicht zum Schlummer: zum Grübeln und Brüten, zum Sorgen und Weinen. . . .

Und ein eiskalter Schauer durchrieselte ihre Glieder, wenn sie jetzt daran dachte, daß sie an diese Stätte zurückkehren müsse, wenn sie anders für sich und den Kleinen zur Nacht eine Herberge verlange. Mit welchen verachtungsvollen Blicken würde man sie wieder empfangen, die Lüderliche, — die Landstreicherin!

O, wie sehr es schmerzte, tief drinnen im Herzen!

Da war sie auf einer Brücke angelangt. Dort stand ein dunkles, langgestrecktes Haus. Kaum einige Lichter schimmerten durch die Fenster; recht still schien es drinnen zu sein. Und auch in der Straße daneben herrschte tiefe Ruhe; nur manchmal hallte ein Schritt herüber.

Jetzt lenkt Jemand der Brücke zu, — der Hut fliegt ihm vom Kopfe. . . .

Hu! wie der Wind pfeift und den Schnee vom Boden emporwirbelt!

Der Kleine zittert wieder und schmiegt sich weinend dichter an die Brust der Mutter. Diese lehnt am Geländer und hat die Augen halb geschlossen; freilich, das Wandern durch die belebten Straßen, wo man sich mühsam durch die Menge drängen muß, es strengt an und macht müde. Und sie war todtmüde. . . . Das Eis knarrt drunten im Strome und die übervoll mit Torf beladenen Rähne heben sich in dunklen Umrissen von der glatten, weißen Fläche ab. Da sieht man auch noch das Wasser blinken, — die Rähne haben hier die harte Decke durchbrochen.

Der Schnee fliegt in dichten Flocken herab, und das dünne, zerrissene Kopfstuch ist schon ganz durchnäßt. . . . Wieder ein kalter, schneidender Windzug, daß unten einige Torfstücke mit Gepolter herabfallen. Sie zittert an allen Gliedern.

Sie möchte wohl heimgehen, — der Kleine weint ja immer noch und friert auch. . . . Aber das Haus dort und die finsternen Menschen, und ihre Blicke, und ihre Worte. — Und morgen, — morgen wieder. — — Armes, armes Kind, — hülle nur deine Händchen ein! — — Wie man dort ruhig die Wasser unter der Eiskruste hervorgleiten sieht! — Ist es nicht, als habe man da geöffnet, damit ein armes Weib sich hineinlegen könne, tief, tief hinein? — — Ja, er, der treue Mann, er mag wohl schon lange schlafen, — und süß, gar süß! —

Sie beugt sich weiter hinüber, — einer ihrer Zöpfe hat sich losgelöst und flattert um's Haupt; — das Geländer knarrt, — die Wasser blinken und blinken heller, und der Mond, welcher aus den grauen Wolken droben hervortritt, er wirft eben einen



silbernen, glänzenden Strahl hinein. — Komm, mein Kind, wir wollen schlafen gehen! — — —

Das Eis bröckelt, — das Wasser spritzt empor, — und kein armes Weib, kein weinendes Kind sieht man mehr auf der Brücke...

Was ist nun weiter geschehen? — Als das Thauwetter eintrat, hat man eine „ärmlich gekleidete Frau“ und an einer andern Stelle ein „noch sehr junges Kind“ unter dem Eise hervorgezogen, — was weiter? —

So etwas muß ja geschehen, — und die Welt bleibt darum immer schön. . . .

Höre nur, welch einen herrlichen neuen Marsch die Militärkapelle bei der Parade dort auf dem Zeughausplatz spielt! —

Wie die Helme blitzen, und wie stramm die kraftvollen Gestalten der Offiziere einherstolziren! — Sieh nur, welch eine elegante Equipage sich Herr von Lumpenheim wieder angeschafft, die dort mit prächtigen Braunen bespannt, vorbeisauft! Und in welch „reizenden“ Toiletten sie hier vorüberwandeln! — Ist das nicht alles schön? —

Jawohl! schön, sehr schön! — Aber, ich kann's nicht hindern: seit jenem kalten Winterabende, kurz vor Weihnachten, schaut mich stets das Antlitz jenes armen, bleichen Weibes mit den thränenfeuchten Augen an, und ich sehe das blasse Kind in ihrem Arm, — und ich wende mich weg — tief ergriffen, und wandle mit trübem Sinn meiner einsamen Klausen zu. . . .

## Der Mensch.

Von J. Moft.

### II.

(Schluß.)

So findet man also noch an vielen Stellen der Erde einzelne Reste jener niedrig entwickelten Menschen, die mehr und mehr dem Aussterben entgegengehen, die aber gleichwohl uns einen klaren Begriff davon heibringen, wie kläglich es um unsere Voreltern noch stand, als sie schon Menschen geworden waren, und die nur deshalb von der Natur so lange konservirt worden zu sein scheinen, um uns den dünnelfhaften Gedanken aus dem Kopfe zu treiben, wir seien als Wesen erhabener Art auf die Welt gesetzt worden.

Stellen wir nun neben den Urmenschen die menschenähnlichsten Affen! Die älteren Naturforscher (Linné ausgenommen) glaubten zwischen den Menschen und Affen im Hinblick auf Hand- und Fußbildung einen wesentlichen Unterschied feststellen zu sollen und bezeichneten die Ersteren als Zweihänder, die Letzteren als Vierhänder, weshalb es großes Aufsehen erregte, als Huxley im Jahre 1863 diese Eintheilung für falsch und auch die Affen als Zweihänder erklärte. Der Anatomie gegenüber, erörterte dieser Forscher, seien keine diesbezüglichen Unterschiede vorhanden. Professor Häckel sagt, daß es sich auch mit den übrigen körperlichen Merkmalen, durch welche man versuchen wollte, den Menschen vom Affen zu trennen, so verhalte. Hinsichtlich der relativen Länge der Gliedmaßen, des Schädelbaues, des Gehirns u. s. w. seien die Unterschiede zwischen dem Menschen und den höheren Affen geringer als die entsprechenden Unterschiede zwischen den höheren und den niedrigeren Affen.

Begreiflicher Weise kann hier über die Affen im Allgemeinen nicht abgehandelt werden, vielmehr dürfte es für unsern Zweck ausreichen, wenn von den menschenähnlichsten Arten die Rede ist. Es sind dies die Katarrhinen oder Schmalnasen, welche zum Unterschiede von den Platyrrhinen oder Plattnasen, eine schmale Nasenscheidewand und nach abwärts gerichtete Nasenlöcher haben. Das Gebiß der Schmalnasen gleicht dem des Menschen völlig und besteht, wie dieses, aus 32 Zähnen. Von dieser Gruppe stehen wieder die schwanzlosen Schmalnasen, auch Menschenaffen oder menschenähnlichen Affen, Anthropoiden genannt, obenan. Man unterscheidet dabei vier Gattungen: Gorilla, Schimpanse, Drang-Utang und Gibbon oder Siamang. Büchner sagt: „Jedes dieser Thiere hat wieder besondere oder eigenthümliche Beziehungen, in denen es dem Menschen am nächsten kommt; so der Drang durch die Bildung des Gehirns und die Zahl der Windungen desselben; der Schimpanse durch die Bildung seines Schädels und durch seinen Zahnbau; der Gorilla durch die Bildung seiner Extremitäten oder Gliedmaßen, und der Gibbon endlich durch den Bau seines Brustkorbes.“

Im Allgemeinen ist der erst in der jüngeren Zeit genauer bekannt gewordene Gorilla, welcher seine Heimat in Afrika hat, in seinem Gliederbau der menschlichen Gestalt am ähnlichsten, obwohl er in mancher Hinsicht, wie z. B. bezüglich der Schädel-

und Gehirnbildung hinter anderen schmalnasigen Affen zurücksteht. Sein Ohr ist dem menschlichen sehr ähnlich, seine Arme sind kürzer als bei anderen Affen, die Hand mit einem förmlichen Daumen versehen, während der Fuß einen starken Ansatz der Ferse aufweist u. s. w. Seine Lebensweise konnte jedoch noch nicht genauer beobachtet werden, weil er sich nur in den entlegensten Wildnissen aufhält; immerhin weiß man, daß es ihm nicht schwer fällt, aufrecht zu gehen, woraus man schließen kann, daß ihm dies nichts Ungewohntes sein dürfte. Am meisten weicht — bei diesem, wie bei jedem Affen — die Gestalt der Fußzehen von der dem Menschen eigenen ab; die große Zehe ist stets weniger stark als beim Menschen und kann, dem Daumen gleich, nach einwärts gebogen werden. Uebrigens benutzen auch die Menschen, insbesondere die barfüßig gehenden, die Zehen häufig und mit Geschick als Greiforgane; bei den Affen mag die besondere Gelenkigkeit der Zehen daher rühren, daß sie vornehmlich auf Bäumen leben.

Außer dem Gorilla hat Afrika noch den Schimpanse aufzuweisen, welcher gleich jenem eine Höhe von 5 Fuß erreicht, mit mehreren seiner Gattung zusammen lebt, sich aus Baumzweigen eine Art Nest oder Bett bereitet und große Schlantheit an den Tag legt. Vor dem Menschen flieht er, während der Gorilla den Menschen stets angreift. Verfolgt, zeigt der Schimpanse ein sehr menschenähnliches Benehmen, ebenso wenn er verwundet ist. Die Eingebornen behaupten, diese Affen seien einst Glieder ihres eigenen Stammes gewesen, wegen ihres schlechten Betragens aber in die Wildniß gejagt worden, wo sie allmählich verwilderten. Nach Büchner soll überhaupt der Affe von wilden Völkerschaften nicht so sehr als Bruder verleugnet werden, wie dies bei uns „Culturmenschen“ der Fall ist. „Die Neger in Guinea und die Eingebornen von Java und Sumatra halten den Drang-Utang (das Wort bedeutet auch: wilder Mensch oder Waldmensch) und den Schimpanse, wie Professor Bischoff mittheilt, für Menschen, welche auch sprechen könnten, aber sich nur aus Trägheit so stellten, als ob sie es nicht könnten. „Der Affe ist ein Mensch,“ sagen die Siamesen, „allerdings kein sehr schöner, aber nichtsdestoweniger ein Bruder.““ Und in dem alten indischen Heldengedichte 'Ramajana' heißen die wilden Stämme der Urbewölkerung des Dekan, gegen welche Rama kämpft, Affen oder Waldmenschen; die Insel Ceylon erscheint als Laaka und ihre Bewohner als Affen oder Abkömmlinge von Affen.“

Bekannter als Gorilla und Schimpanse sind Gibbon und Drang-Utang, deren Heimat Asien, insbesondere der indische Archipel ist. Die Gibbons sind unter den menschenähnlichen Affen die kleinsten und werden nur etwa drei Fuß hoch. Dagegen soll ihre Intelligenz eine sehr hochgradige sein. Sie leben truppweise auf Bäumen, laufen aber auch, und zwar mit Vorliebe, aufrecht in der Ebene umher. Ihre Geschicklichkeit im Springen und



Klettern wird allseitig gerühmt, ihre Stimme als laut und durchdringend bezeichnet. Wenn sie trinken wollen, tauchen sie die Finger ins Wasser und lecken dieselben ab. Duraucel behauptet, gesehen zu haben, wie die Mütter ihre Zungen aus Wasser trugen und ihnen die Gesichter wuschen.

Der Drang-Utang wird über 5 Fuß hoch, so daß er den Menschen seiner Nachbarschaft an Größe wenig nachsteht. Auf den Nestern oder Betten verstecken sich die Drangs sehr gut, schlafen darin auf dem Rücken und decken sich bei kühler Witterung sogar mit Laubwerk zu. Ihr Klettern ist ein höchst vorsichtiges, indem sie jeden Ast erst prüfen, ob er stark genug sei, sie zu tragen.

Alle diese Affenarten, welche man übrigens heutzutage in zoologischen Gärten bequem genug selbst beobachten kann, haben in der Gefangenschaft vielfache Beweise für ihre Schlaueit, Tücke und Verständigkeit abgelegt; einzelne Exemplare sind sogar zu einer Art Berühmtheit gelangt, und kann daher das Diesbezügliche als bekannt vorausgesetzt und übergangen werden. Aber auch in der Wildniß hat man an ihnen Züge beobachtet, die ihre Verwandtschaft mit dem Menschen aufs Ueberraschendste bekundeten. So treten z. B. beim Sterben eines Affen Erscheinungen zu Tage, welche durchaus menschlich genannt werden können, weshalb die Affenjagd einen äußerst peinlichen Eindruck hervorbringt. Brehm bemerkt in dieser Beziehung: „Es ist eine ganz eigenthümliche Sache mit dem Affenjäger; auch der abgehärtete Jäger kann den Gedanken nicht los werden, daß er durch die Tödtung eines Affen einen Mord begangen habe. Der sterbende Affe geberdet sich so menschlich, daß es Einem eiskalt über den Rücken läuft, wenn man sich als Mörder desselben erkennen muß.“

Während also die niedrigst stehenden Menschen eine grenzenlose Stupidität an den Tag legen, zeigt sich bei den höchst-

entwickelten Affen eine erstaunliche Intelligenz. Die Unterschiede zwischen Mensch und Affe sind freilich gleichwohl unleugbar und sollen später noch beleuchtet werden. Indes will ich vorgreifend gleich bemerken, daß bis jetzt keiner der Gelehrten, die man einzeltigerweise durch das Wort „Affenprofessoren“ glaubte niederschmettern zu können, behauptet hat, der Mensch stamme von einer der gegenwärtig lebenden Affenarten ab. Es ist vielmehr allgemein, und zwar auf Grund des Gesetzes von der Entstehung der Arten, angenommen worden, daß die heutigen Affen und Menschen gemeinsame Voreltern gehabt haben müßten, daß also ein Wesen, welches zwischen den heutigen Menschen und Affen die Mitte hielt, ein Affen-Mensch, die einheitliche Wurzel für das ganze Schmalnasen-Geschlecht gebildet haben müsse, aber längst ausgestorben sei. In ähnlicher Weise werden ja durch die neueren Zoologen alle Thiere gleicher Ordnung auf einheitliche Stammthiere zurückgeführt, während mehrere von diesen wiederum von gemeinsamem Ursprunge hergeleitet werden, bis schließlich durch systematisches Rückschließen die einfachsten organischen Gebilde oder, wie sich Lamarck ausdrückt, ein Urthier übrig bleibt, das man sich durch natürliche Urzeugung entstanden denken muß, wie solche auch heute noch, wenn auch nur hinsichtlich einiger Infusorien u. erwiesenermaßen stattfindet, und wie sie im Hinblick auf eben jene Kräfte, welche vor dem Dasein der organischen Welt natürlicherweise in ihrer ganzen Fülle im Schoße der Natur eingeschlossen gewesen sein müssen, leicht begriffen werden kann. Zudem schreiten unsere Kenntnisse durch die wunderbaren Resultate, welche auf allen Gebieten der Naturwissenschaft erzielt und von Jahr zu Jahr vermehrt werden, in solchem Maßstabe voran, daß die Zeit nicht allzu fern sein kann, wo wir die ganze und die volle Wahrheit über uns und unsere Herkunft zu ergründen vermögen.

## Rinaldowsky.

Eine moderne Räubergeschichte von A. Otto-Walster.

### VI.

Einige Stunden später erschien der Offizier bei Rinaldowsky, der eben unter den selbstgefälligsten Betrachtungen seinen Nachmittagskaffee schlürfte, nachdem er einige Anträge ans Justizamt wegen schleuniger Auspändung einiger armen Familien vorbereitet. Als er den jungen Mann eintreten sah, bemerkte er herablassend:

„Aha, der Herr Lieutenant. Wollen wohl wieder gut machen, was der Papa Brausekopf diesen Vormittag verfahren? Nun, Unserem weiß ja zu verzeihen, wenn darum nachgesehen wird. Sie bringen mir hoffentlich außer den Entschuldigungen die 250 Thaler nebst neuem Wechsel?“

„Ich bringe Ihnen den Betrag unserer Schuld, Herr Rinaldowsky, und wenn von Entschuldigungen zu reden ist, so erwarte ich sie von Ihnen.“

„Ho, ho, sitzen ja auf hohem Pferde, wie's bei den Herren vom Säbel immer mehr Mode wird. Na, wenn Sie nur gut zahlen, läßt man so etwas schon schleichen. Haben wahrscheinlich das Fräulein Braut angezapft? Sind ein praktischer Mann, der die zukünftige Frau Lieutenant bei Zeiten ans Nöthigste gewöhnt, hi, hi? Bin ein gespaßiger Mann, nicht wahr? ein guter Kerl, der in die Welt paßt?“

„Ich bringe Ihnen Ihr Geld, Herr Rinaldowsky und habe weiter nichts zu sagen, wogegen ich hoffe, daß Sie nach nichts weiter fragen. Meine Verhältnisse gehen Sie nun auch gar nichts an.“

„Gehen mich nun nichts an, sehr richtig. Entschuldigen Sie nur oftmals, Herr Lieutenant, Sie sind ganz in Ihrem Rechte. Da sie bezahlen wollen, so konnte ich mir gleich denken, daß ich statt demüthiger Bitten, wie bei Anlegung des Pumps, nun prozige Antworten bekommen würde.“

„Prozige Antworten? Herr Rinaldowsky, wahren Sie Ihre Zunge, damit zu den Beleidigungen, wegen deren Sie mein

Vater bereits belangen wird, nicht noch weitere Unannehmlichkeiten kommen. Hier liegt Ihr Geld, nun geben Sie mir Generalquittung und außerdem meinen Ehrenschein zurück.“

„Schöner Ehrenschein, das, der schon vor anderthalb Jahren fällig war und nun als Unehrenschein eingelöst wird.“

„Herr Rinaldowsky,“ schrie der Offizier, leichenblau werdend, sprang auf und zog den Degen halb aus der Scheide.

Der Wucherer sprang, wie von der Tarantel gestochen, auf riß an der Klingel und schob den Stuhl, wie zur Vertheidigung vor, worauf er, zumal das Dienstmädchen herbeieilte, mit hämlichem Spott bemerkte:

„Ha, ha, eine Säbelfaire vielleicht beliebt Ihnen, wie sie heutigen Tages Mode wird; aber auch bei Geldsachen? Das hätte ich nicht gedacht.“

Der junge Offizier wurde sich alsbald seiner augenblicklichen Lage bewußt und er erschrak darüber. 390 Thaler lagen, von ihm hingelegt, offen auf dem Tische, andere Werthpapiere wahrscheinlich auch. Und der Mann, dem er Alles zutraute, hatte eine Zeugin. Schnell stieß er den Degen in die Scheide zurück und warf sich in den Sessel, worauf er mit mühsam erzwungener Fassung bemerkte:

„Dort liegt mein Geld, geben Sie mir Quittung und meinen Ehrenschein zurück.“

Aus Rinaldowsky's Augen schoß ein grimmiger Blick, gepaart mit Schadenfreude.

„Ich werde Ihnen die Generalquittung schreiben,“ bemerkte er, „mit dem Ehrenschein müssen Sie sich aber einige Zeit gedulden, denn da ich in Folge mehrfach mit demselben gemachter Erfahrung seiner Einlösung nicht gewärtig war, habe ich ihn zu den schlechten Papieren gelegt.“

„Die Generalquittung wird einstweilen genügen; Sie werden mir ihn dieser Tage zustellen lassen, sonst hole ich mir ihn.“



„Bitte, Sie brauchen mich nicht mehr aufzuzuchen, Ihre Nähe ist nicht die bequemste. Ich schreibe die Quittung.“

Der Offizier sah die Quittung sorgfältig durch, ob sie nicht den Kniffen des Agenten noch eine Hinterthür zu weiteren Schikanen ließ und empfahl sich dann kurz.

Rinaldowsky lauschte den Schritten des Davoneilenden, bis sie verklungen, dann verabschiedete er das Mädchen und meinte:

„Geh' nur, du angeputzte Paradeduppe, die du dir einbildest, etwas Besseres zu sein, ohne besseres Geld zu haben. Geld ist die Lösung; darauf kann man stolz sein, alles Andere ist Bettelstolz. Jetzt denkst du, die Sache ist in Ordnung, wenn wir nicht noch ein Hühnchen zuguterletzt mit einander zu pflücken bekommen hätten, und wenn ich nicht hier diesen Ehrenschein noch in Händen hätte. Wir wollen doch einmal sehen, ob das Ministerium es auch in der Ordnung findet, wenn ein Ehrenschein berichtigt wird, nachdem er beinahe zwei Jahre schon verfallen war. Und Rinaldowsky, nachdem er sich ein Weilschen vergnügt die Hände gerieben, nahm einen Briefbogen und schrieb:

Einem hohen Ministerio des Kriegs zu K.

gestattet sich der Unterzeichnete hierdurch die ergebenste Anzeige

zu machen, daß der hier in Garnison stehende Lieutenant M. beiliegenden Ehrenschein erst heute zu zahlen sich herbeiließ. Obwohl ich nunmehr befriedigt worden, glaube ich es doch heilsam, diese Anzeige zu machen, damit Andere, die dem Ehrenscheine dieses Offiziers trauen sollten und vielleicht nicht so lange warten können, wie ich, nicht in Schaden und Nachtheil gerathen.

Wenn meine Anzeige erst jetzt zur Kenntniß des hohen Kriegsministeriums gelangt, so geschah es aus der Rücksicht, daß eine frühere Anzeige die Entlassung des Offiziers früher herbeiführen konnte, wobei ich mein Eigenthum rettungslos verloren hätte. Hochachtungsvoll Rinaldowsky.

Mit diesem sauberen Streiche schloß Rinaldowsky seine geschäftliche Thätigkeit am Neujahrstage ab und eilte in der vergnügtesten Stimmung nach dem Wirthshause, wo er an der Stammtafel allein das Wort führte und der hochaufhorchenden Gesellschaft seine Heldenthaten, wie er da einen Advokaten überlistet, dort einem bösen Schuldner noch das Letzte abgestiebert und da dem Gerichtsrathe ein Schnippchen geschlagen, mit seltnem Cynismus erzählte. (Fortsetzung folgt.)

## Fingerzeige zum gesunden Leben.

Von G. B.

### 1. Die Schädlichkeit des Kohlendunstes.

Es ist dir gewiß schon bekannt, lieber Leser, daß durch Kohlendunst häufig Menschen ums Leben kommen. Wenn die Kälte im Winter empfindlich wird, ist Jeder bestrebt, die Wärme des Ofens möglichst lange zurückzuhalten; man beeilt sich deshalb mit dem Verschluss der Ofenklappe, wo solche vorhanden ist, damit die Wärme nicht durch den Schornstein entweiche. Geschah dies zu früh, dann finden am nächsten Morgen die Hausgenossen das Zimmer mit Kohlendunst erfüllt und die unglücklichen Bewohner desselben leblos an der Erde oder auf den Betten liegend; und nur selten gelingt es, sie wieder ins Leben zurückzurufen. In großen Städten vergeht im Winter bei starkem Frost kaum ein Tag, an dem nicht ein oder mehrere solcher Unglücksfälle vorkommen. Auch unter andern Umständen, z. B. bei Neubauten, kommen nicht selten Menschen durch Kohlendunst ums Leben. Dies ist dir, lieber Leser, gewiß schon lange bekannt, ja es ist gewiß auch den meisten von denen bekannt gewesen, die auf so jämmerliche Weise ums Leben gekommen sind. Viel weniger bekannt ist es aber wahrscheinlich, daß auch bei weitem die meisten übrigen Menschen in unfrem Klima durch Einathmen von Kohlendunst mehr oder minder an ihrer Gesundheit geschädigt worden sind und noch werden. Und doch ist dies nach dem jetzigen Stande des Wissens über diesen Gegenstand außer allem Zweifel. Ja, es kann als sicher angenommen werden, daß, so groß auch die Summe von Unglück ist, die der Kohlendunst alljährlich durch plötzliche Vernichtung von Menschenleben verursacht, die Summe von Unheil noch weit größer ist, welche derselbe durch Verursachung von mehr oder minder tief eingreifendem Siechthum der Menschheit zufügt. Diese Wirkungen des Kohlendunstes sind nur deshalb der allgemeinen Kenntniß bisher verborgen geblieben, weil sie sich nur langsam fühlbar machen, oft erst, nachdem das Gift wochen- und monatelang gewirkt hat, oft auch verschleierlich modifizirt durch das gleichzeitige Vorhandensein anderer krankmachender Umstände. Daher war es auch zuerst bei plötzlichen Todesfällen, daß denkende Menschen den Kohlendunst als die Ursache derselben erkannten, jedoch nicht ohne auf heftigen Widerspruch von Seiten ihrer strenggläubigen Mitmenschen zu stoßen. Nur ein Vorfall möge hier als Beleg dafür angeführt werden. In der Neujahrnacht 1715—16 versuchten in einem Weinbergshäuschen bei Jena drei junge Leute durch Beschwörung der Geister einen Schatz zu heben. Da es grade grimmig kalt war, machten sie Fenster und Thüren fest zu und eine Kohlenfeuer an. Bald fühlten sie sich aber so übel, daß ihr Anführer die Beschwörung zum dritten Male nicht vollenden

konnte. Andern Tags fand man sie leblos an der Erde liegen, den Anführer zunächst der Thür, die beiden Andern unter dem Tisch und der Bank. Ersteren gelang es ins Leben zurückzurufen; allmählich wieder zu sich gekommen, theilte er den Sachverhalt bei seiner amtlichen Vernehmung mit. Bei seinen Kameraden blieben die Wiederbelebungsversuche ohne Erfolg. Man ließ sie vorläufig an Ort und Stelle liegen und drei Wächter dabei. Diese zündeten in der folgenden Nacht wegen der Kälte auch ein Feuer in dem Häuschen an, und auch von ihnen fand man am folgenden Morgen zwei todt, während der dritte noch mit genauer Noth gerettet wurde. Niemand versiel auf die Wirkung der Kohle. Die geistlichen Herren aber erklärten mit Bestimmtheit, der Teufel habe diese Leute umgebracht. Ihre Leichname wurden auch durch den Henker hinausgeschleppt und verscharrt. Nur ein Mann in Jena, der Professor Hoffmann, war anderer Meinung und gab seinen Bedenken in einer Broschüre Ausdruck, in der er behauptete, daß der Holzkohlendunst die eigentliche Ursache dieser Todesfälle gewesen sei. Dies nahm ein anderer Jenenser Arzt, Andreae, übel; er ergriff die Partei des Teufels wider Hoffmann in einer Gegenschrift. Diesem antwortete ein gewisser Schulz. Nachdem noch mehrere Schriften in der Sache für und wider veröffentlicht waren, wurden sämtliche Akten über den Vorfall an die Leipziger Universität geschickt, um deren Gutachten einzuholen. Nachdem sich dort die medizinische Fakultät für Hoffmann entschieden, folgten ihr auch die theologische und juristische.

Wenn man nun sagen wollte: ja, das ist vor 160 Jahren geschehen, heut verfährt man doch vernünftiger! so mag das in Bezug auf den Teufelsglauben wohl richtig sein — obgleich auch in unsrer Zeit der Teufelsglaube noch in genug Menschenschädeln spukt —, was jedoch die Vorkehr gegen derartige Unglücksfälle betrifft, so geschieht im Allgemeinen heut nicht mehr als in jener Zeit. Wohl sind einige Polizeiverordnungen erschienen, die vor zu frühem Verschluss der Ofenklappe warnen, daß aber, um die Befolgung dieser Vorschriften zu sichern, nur die geringste Vorsorge oder Controle seitens der Sanitäts- oder Baupolizei stattfände, davon wirst du, lieber Leser, wohl ebenso wenig wie ich etwas gemerkt haben. Auch die große Mehrzahl der Ofen sind in Bezug auf Verhütung des Entweichens von Kohlendunst in den Zimmerraum heut nicht wesentlich anders gebaut, als vor 160 Jahren. Wohl hat die Wissenschaft und speziell die hier vornehmlich in Betracht kommende Chemie, seit jener Zeit Riesenschritte gemacht; es bestehen in Bezug auf viele Dinge, die zu jener Zeit ganz räthselhaft waren, heut nicht mehr die geringsten Zweifel



im großen Publikum und noch weniger unter den Männern der Wissenschaft; in Bezug auf die Giftigkeit des Kohlendunstes kann man dies jedoch nicht sagen.

Beschäftigt haben sich zwar Chemiker und Aerzte sehr viel mit demselben; die zahlreichen, sich jeden Winter wiederholenden Unglücksfälle sorgten dafür, daß er nicht in Vergessenheit gerieth. Eine wissenschaftliche Gesellschaft, die „Harlemer holländische Gesellschaft der Wissenschaften“ stellte im Jahre 1829 in Bezug hierauf folgende Preisfrage: „Da die schädliche Wirkung der an der atmosphärischen Luft erloschenen Kohlen, wenn sie wieder angezündet werden und während sie noch gänzlich im Zustande der Verkohlung sind, weit gefährlicher ist, als diejenige der durchaus brennenden Kohlen, so zwar, daß die Menschen, welche sich dabei in nicht sehr geräumigen Zimmern befinden, in Ohnmacht fallen oder das Leben verlieren, und da diese Wirkung der geringen Menge des Kohlendunstes nicht zugeschrieben werden kann, der sich während des Brennens in so kurzer Zeit gebildet hat: so ist es wünschenswerth, daß durch entscheidende Erfahrungen zu bestimmen gesucht wird, worin die Ursache der tödtlichen Wirkung ist.“ Der bald darauf ausbrechende Krieg zwischen Holland und Belgien verhinderte aber eine vielseitige Bearbeitung dieser Preisfrage. Auch war störender Weise die Benutzung der deutschen Sprache für dieselbe ausgeschlossen.

Die hauptsächlichsten Bestandtheile des Kohlendunstes sind zwar seitdem mit ziemlicher Sicherheit festgestellt worden. Lebanc fand in hundert Raumtheilen desselben 75,62 Stickstoff, 19,90 Sauerstoff, 4,64 Kohlen säure, 0,54 Kohlenoxyd und 0,04 Kohlenwasserstoff. (Die Untersuchungen anderer Chemiker ergaben kein wesentlich verschiedenes Resultat, nur Orfila fand mehr Kohlen säure.) Als man die Wirkung der genannten Gasarten auf den thierischen (und menschlichen) Organismus prüfte, waren die meisten Chemiker überrascht von der außerordentlichen Giftigkeit, welche man bei dem Kohlenoxydgas entdeckte, und glaubten, daß dieses der eigentliche Träger der Giftigkeit des Kohlendunstes sei. Es wäre diese Ansicht wohl bald allgemein als feststehend angesehen worden, wenn nicht Berzelius anderer Meinung gewesen wäre. Dieser Chemiker, dessen Namen bis heut der keines zweiten Chemikers gleichgestellt werden kann, erklärte: „Dieser schädliche gasförmige Körper ist weder Kohlen säure noch Kohlenoxydgas, sondern ein brenzlicher Stoff von eigenthümlicher Zusammen-

setzung.“ Seitdem sind noch zahlreiche Untersuchungen über die Frage angestellt worden, ohne daß es möglich gewesen wäre, dieselbe zum Abschluß zu bringen. Noch im Jahre 1874 theilte Prof. Hünefeld aus Greifswald auf der Naturforscherversammlung in Breslau mit, daß seine Versuche ihn zu der Ueberzeugung gebracht hätten, daß das Kohlenoxydgas nicht der einzige giftige Bestandtheil des Kohlendunstes sein könne. Seine Untersuchungen hierüber sind noch nicht beendet, so wenig wie (nach brieflicher Mittheilung an mich) die des Medizinal-Assessors Busch in Dessau, der durch seine bisherigen Untersuchungen (wie er auf der letzten Generalversammlung des Deutschen Apothekervereins im vorigen Jahre in Hamburg mittheilte) im Wesentlichen zu derselben Annahme kommt, als Professor Hünefeld. Aber wenn auch neben Kohlenoxyd noch andere giftige Gase im Kohlendunst enthalten sind, wenn dieser überhaupt je nach dem Heizmaterial verschieden sein kann, so ist durch die angestellten Untersuchungen doch erwiesen, daß Kohlenoxyd in den meisten Fällen vorhanden ist, daß diese Beimischung eine außerordentliche Giftigkeit besitzt, indem schon eine Beimischung von einem Raumtheil Kohlenoxyd zu zweihundert atmosphärischer Luft beim Einathmen tödtlich wirkt (Dr. S. Friedberg und Eulenberg), daß also der durch Kohlendunst bewirkte Tod kein Erstickungs-, sondern ein wirklicher Vergiftungstod ist; daß dieses gefährliche Gas an sich ganz geruchlos ist, daß man also irrt, wenn man glaubt, es sei keine Gefahr vorhanden, wenn man in einem Zimmer keinen Rauch oder üblen Geruch bemerkt; daß es sich immer bei schlechtem Zug im Ofen bildet; daß es dann nicht nur durch die Löcher und Ritze des Ofens in das Zimmer strömt, sondern daß es auch durch dichte glühende guß- oder schmiedeeiserne Wände durchströmt (festgestellt durch Versuche von den französischen Chemikern St. Claire, Deville und Troost); daß es sich überhaupt bei den meisten heut gebräuchlichen Heizvorrichtungen, wenn auch nur in kleinen Mengen, stets bilden und im Wohnraum verbreiten muß, und daß auch diese kleinen Mengen auf die Dauer der Gesundheit des menschlichen Organismus schädigen müssen (Dr. Dittmann). Dies ist von der Wissenschaft positiv festgestellt. Die ganze Tragweite der chronischen Kohlendunstvergiftungen für die Krankheitsverhältnisse der menschlichen Gesellschaft ist jedoch noch gar nicht zu übersehen. (Schluß folgt.)

**Der Pont du Montblanc** (siehe Abbildung S. 64) ist eine der vornehmsten Sehenswürdigkeiten der größten und reichsten Stadt der schönen Schweiz, des zu beiden Seiten der Rhone entzündend gelegenen Genf. In zwölf fähnen, ausschließlich aus Eisen und Stein konstruirten Bogen überspannt sie den Strom, kurz vor der Stelle, wo er aus dem Genfersee heraustritt, und verbindet das auf dem linken Ufer gelegene Aristokratenquartier mit dem Quartier St. Gervais, in dem eine zahlreiche Arbeiterbevölkerung haust. Dem über sie hinwegziehenden bietet sich eine prachtvolle Ansicht dar; die hochliegende Altstadt überragen imposante Alpenhäupter, als deren mächtigstes der mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel des Montblanc sich präsentirt. Zur Seite liegt die auf unserem Bilde ebenfalls dargestellte Rousseauinsel mit dem Monumente des philosophischen Menschenfreundes Jean Jacques Rousseau. Die an den Stromufern sich entlangziehenden Quais sind Straßen, die an Großartigkeit und Eleganz mit den schönsten der modernen Weltstädte rivalisiren. Erbaut wurde die Brücke von den Ingenieuren Chantre und Blonizki unter der Oberleitung des Genfer Baudirektors Platiaud. Das Totalgewicht der Eisenkonstruktionen beträgt 900,000 Kilogramm oder 18,000 Ctr.; das des zur Pflasterung verwandten Asphalts 180,000 Kilogramm oder 3600 Ctr. Xz.

**Aschenbrödel.** Unser Bild (Seite 65) zeigt uns eine Scene aus dem allbeliebten deutschen Volksmärchen „Aschenbrödel“. Das arme Kind, dem die hartherzige Stiefmutter und die bösen Stiefschwester den Spottnamen Aschenbrödel gegeben, hatte den Wunsch zu äußern gewagt, mit Mutter und Schweestern auf den Hofball gehen zu dürfen. „Da aber“, erzählt das Märchen, „wurde die böse Stiefmutter voller Galle, nahm eine Schüssel voll Linsen, schüttete diese in die Asche und sagte: „Nun, meinewegen magst du mitgehen. Erst aber liefsst du mir diese Linsen aus der Asche heraus. Bist du jedoch in zwei Stunden nicht fertig damit, so bleibst du zu Hause.“ Vor dieser Arbeit erschraf das arme Mädchen keineswegs. Es öffnete die Hinterthür der Küche und rief alle seine getreuen Freunde herbei, damit sie ihm helfen sollten. Da kamen denn augenblicklich eine Menge Täubchen und allerlei andere

Bögelein geflogen und boten ihre Dienste zum Linsensuchen an. „Die guten“, sagte Aschenbrödel, „kommen ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen.“ Da ging es an ein Nicken und Picken, daß man kaum so schnell sehen konnte, und kaum war eine Stunde vergangen, so lagen die guten Linsen im Töpfchen und die schlechten im Kröpfchen. Das aber hatte die böse Stiefmutter nicht erwartet, sondern vielmehr geglaubt, Aschenbrödel werde mit dieser mühsamen Arbeit die ganze Nacht zubringen. Sie hielt deshalb auch ihr Wort nicht, sondern nahm jetzt zwei Schüsseln voll Linsen, schüttete sie in die Asche und sagte: „Wirst du diese beiden Schüsseln voll Linsen noch binnen einer Stunde zusammensuchen, sollst du mitgehen.“ So sehr Aschenbrödel über die neue, noch weit schwierigere Aufgabe erschraf, ließ sie doch den Muth nicht sinken, sondern winkte aufs Neue ihren lieben Freundinnen. Und siehe da, die guten Täubchen kamen jetzt in doppelter Menge herbeigeflogen, machten sich über die Linsen her und laßen die guten ins Töpfchen und die schlechten ins Kröpfchen, Aschenbrödel aber saß dort, die Hände in den Schoß gelegt, und sah ihnen stillvergänt zu. Noch ehe eine Stunde verging, war auch diese Arbeit vollbracht.

Aschenbrödel ist eine Verkörperung leidender Unschuld und geduldiger Ohnmacht, und darum kann ihr im Märchen die schließliche märchenhafte Belohnung nicht fehlen. Die schlimme Stiefmutter nimmt sie zwar trotz der guten Bögel Beistand nicht mit auf den Ball, aber neue Wunder sorgen für die Erfüllung ihres Wunsches und verhelfen ihr im Verein mit ihrer Schönheit, zu unügelichem Aerger für Stiefmutter und Stiefschwester, sogar zur Liebe des Königsohns, dessen Gattin sie wird. So werden die Guten belohnt und die Bösen bestraft — im Märchen! Im wirklichen Leben ist es freilich ein wenig anders! Hier siegt die leidende Unschuld nicht so ohne Weiteres, weil sie eben die Unschuld ist und leidet und geduldig hofft. Im Märchen wird geträumt, geharrt und geglaubt — das genügt; im Leben muß klug gedacht und fähig gehandelt werden — und so ist's recht; denn, wenn es im Leben wäre wie im Märchen, so wäre die Menschheit in den Kinderstufen stecken geblieben, welche sie trug in einer Zeit, die uns auch das rührendste, schönste Märchen nicht mehr als die goldene einzubilden vermag. Xz.